

Verse in Prosa

Verse in Prosa, Hugo Heller-Bukum AG, Vienna (1923) (Leipzig and New York as well).

I've provided these poems (in German) for you to enjoy. Here's the first one with an English translation:

“Das muss ein Grosses sein: die Kraft zu tiefster Einsamkeit. Da oben sternennah zu wandeln, so hoch, dass aller Klang der Erde so wie ein Lied der Wogen wird, das ein urewig sprachenloses Rauschen dem Strand entgegenträgt. Das muss ein Grosses sein: den kühlen Odem schneebedeckter Bergesgipfel zu spüren und zu wissen: das heisse Leben, das dort unten in den Tälern glüht, nie findet es den Weg zu mir in meine Einsamkeit. Wo ist die Kraft, die mich hinaufreisst in die Höhen, nach denen einzig meine Sehnsucht geht? Die Hände, die mich halten, heissen Liebe, Güte. Das muss ein schmerzlich Grosses sein: die Kraft, aus lieben, gütigen Händen sich zu lösen und einzugeh'n in stolze Einsamkeit.”

Here's an English translation:

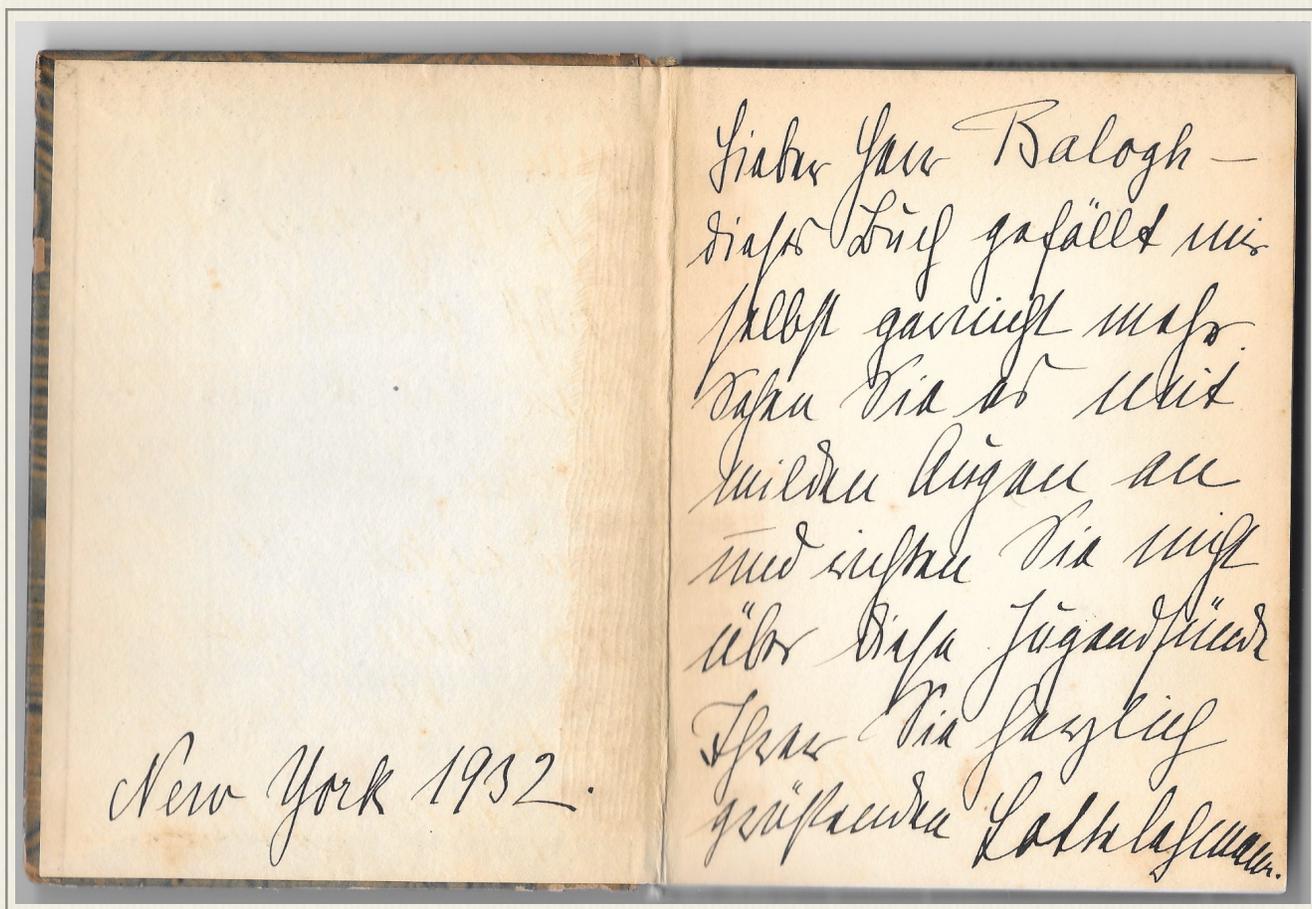
That must be an enormity: the strength to deepest solitude. To wander up there near the stars, so high, that all sounds of the Earth become like a song of the waves, carrying an eternal wordless murmuring (roar) towards the beach.

That must be an enormity: to feel (sense) the cool breath of the snow covered mountain peak and to know: the torrid life that glows down there below in the valleys, never finding its way to me in my solitude. Where is the strength, that pulls me up on to the heights, for which I alone yearn and long? The hands that hold me are called Love and Kindness.

That must be a painful enormity: the strength, from life, to release oneself from loving, kind hands to enter into proud solitude.

On these next pages you'll find scans of the book's cover, Lehmann's handwritten dedication, title page (with a portrait of Lehmann), and finally the book's contents. The words are in German. Some day translations will be available, but for now, enjoy what you can.





Lieber Herr Balogh, [Ernö Balogh was Lehmann's major pianist at the time.]

dieses Buch gefällt mir selbst gar nicht mehr. Sehen Sie es mit milden Augen an und richten Sie nicht über diese Jugendsünde.

Ihre Sie herzlich grüßende Lotte Lehmann

[Dear Mr Balogh, this book doesn't please me any more. Look on it with gentle eyes and don't judge these youthful sins. Your heartfelt greeting LL]

The following pages are scanned from the small book of 1923.

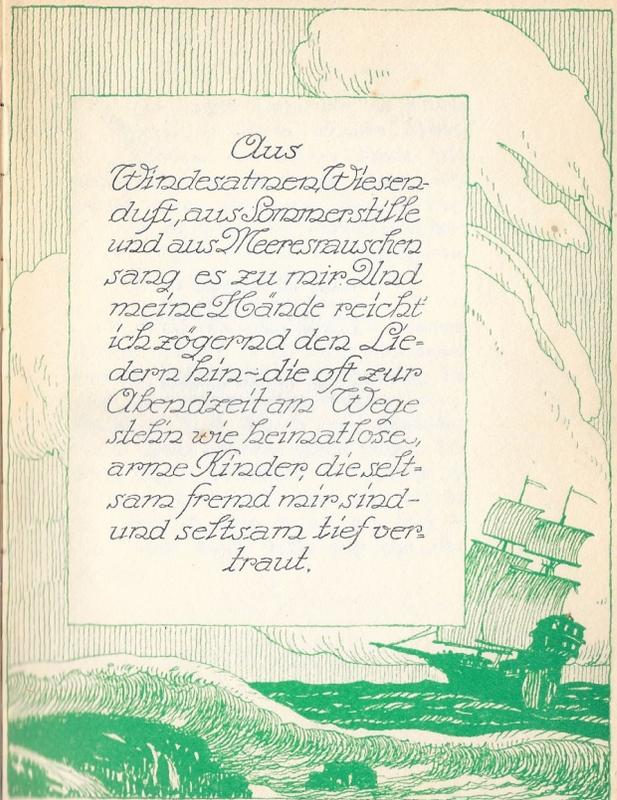


LOTTE
LEHMANN
VERSE
IN PROSA

VERLAG HUGO HELLER-BUKUMAG
WIEN UND LEIPZIG

MEINEN GELIEBTEN ELTERN

Aus
Windesatmen, Wiesen-
duft, aus Sommerstille
und aus Meeresrauschen
sang es zu mir. Und
meine Hände reicht
ich zögernd den Lie-
dern hin - die oft zur
Abendzeit am Wege
stehn wie heimatlose,
arme Kinder, die seltsam
fremd mir sind -
und seltsam tief ver-
traut.



Das muß ein Großes sein: die Kraft zu tiefster Einsamkeit. Da oben sternennah zu wandeln, so hoch, daß aller Klang der Erde so wie ein Lied der Wogen wird, das ein urewig sprachenloses Rauschen dem Strand entgegenträgt.

Das muß ein Großes sein: den kühlen Odem schneebedeckter Bergespitzen zu spüren und zu wissen: das heiße Leben, das dort unten in den Tälern glüht, nie findet es den Weg zu mir in meine Einsamkeit. Wo ist die Kraft, die mich hinaufreißt in die Höhen, nach denen einzig meine Sehnsucht geht? Die Hände, die mich halten, heißen Liebe, Güte.

Das muß ein schmerzlich Großes sein: die Kraft, aus lieben, gütigen Händen sich zu lösen und einzugeh'n in stolze Einsamkeit.

Ich glaube fast, du weißt es nicht, wie einsam du im Grund der Seele bist. Du gibst dein Herz in Hände, die es liebevoll umschließen, aus seinen Tiefen die Gedanken pflücken, die aufblüh'n wie in heißen Sonnenstrahlen. Und siehst mit einem Lächeln voll des Glücks, wie deine Wünsche, deine Sorgen, die ohne Schmerzen sind, zu einem Kranz sich schlingen, der sich in Locken schmiegt, der welken will auf einer weißen, geliebten Stirn. Und alle Stunden, die sich zu dir neigen, sind voller Klang und haben große, strahlenreine Augen, deren Glanz nicht blendet.

Bis eine Stunde kommt, die deinen Mund verschließt. In der du siehst, daß du allein bist, ganz allein. Denn da ist tief in dir ein letztes, so ganz in dich versenktes Schweigen — vielleicht kannst du's nicht einmal nennen: Allerheiligstes. Vielleicht ist das, was in dir lebt, nicht gut, nicht schön. Und ist doch ganz in dir, ein Stück von dir. Von deinem Ich.

Du aber schlägst die Augen nieder vor denen, die in deinem Herzen zu lesen wähnen und glauben: jeder Blick ist klar wie Morgensonnenlicht. Und fremd ist alles um dich her, fremd jeder Laut, fremd jeder Freund. Und fremd die Welten aller.

Mit Zögern brichst du nun vom Strauche deines Wesens die Blumen ab und gibst sie in geliebte Hände — indes die Wurzeln tief in dir verborgen ruhen in einem Erdreich, dessen Gärtner keines Menschen Hand ist.

Nun trennen Meilen, viele, viele Wege, von dir mich, liebes Meer. Mir ist, als lägen Welten zwischen dir und mir — als seist du unerreichbar meinem Grüßen. Des Nachts, wenn Räderrollen aus staubigen Gassen hart durch meine Träume murrst, schlaf ich nicht mehr den süßen, glückbewußten Schlaf, der meine Lieder kosend schloß — vor Tagen noch.

Da stand mein Fenster weit geöffnet, der Seewind über mir, und meine Lippen tranken seinen kühlen Atem. Die Nacht sang mir die ewige Melodie vom Wogenbrausen und von der dunkeln Wälder keuschem Lied. Der Mond stand groß und still am Himmel.

Heut' sieht er zu mir her, bleich wie ein trauervolles Antlitz, das mich verwirrend schreckt. Die Nacht ist voll geheimnistiefer Stimmen — und schwül die Luft. Und irgendwo ein welker Duft von toten Blumen, die ich aus Händen nahm, die kühl und leblos sind.

Ich möchte fort aus dieser kalten Fremde.
Ich möchte wandern – viele, viele Tage. Die
Blumen alle ließ ich gern zurück. Und geh
ans Meer. Und kniee nieder, betend zur Gott-
heit, der ich jauchzend huldige. Und über mir
des Sturmwind's donnernder Choral – und
auf in's lichte Blau des Himmelsdoms schwingt
sich ein leuchtend weißer Vogel.

Nun bin ich wunschlos gut.

Und fühle: hier allein ist meine Heimat.

12

Zwei Briefe las ich heute, die mich tief
bewegten.

Es schrieb mir eine gütig=liebe Frau.
Unendlich fein sind diese Worte, fein, wie
rieselndes Gewebe spinnwebzarter Spitzen,
die man mit schlanken, schmalen Fingern
behutsam in's gedämpfte Licht der seiden=
überdeckten Lampe taucht.

Und aus den Worten seh'n mich Freundes=
augen an:

»Ich möchte Ihnen Rosen bringen, die all'
die stille, trauervolle Schönheit des Herbstes
atmen. Die wunschlos sind. Sie sind von
mattem Weiß und leuchten wie aus innerem
Licht – ganz zart und ohne Glanz. Und
ihre Blätter lösen sich und sinken lautlos auf
den schlanken Fuß der Schale, ein's nach dem
ander'n – reglos fast – und ohne welk zu
sein.

In ihrer seltsam unwirklichen Schönheit
sterben so die Rosen, die ich – wie gern! –
in Ihre Hände legen möchte.«

13

Ein schlichtes Briefchen meiner Mutter liegt
vor mir aus alter Zeit:

»Ich denke immer nur an Euch, Ihr lieben
Kinder. Nun geh' ich nie mehr, nie mehr fort
von Euch.«

Aus jedem Wort siehst du, geliebte Mutter,
uns tief in's Herz. Sag', ahnen deine guten,
treuen Augen, wie deine Liebe – unlöslich
stark – um unser ganzes Wesen rankt und
Blumen trägt, viel' große, stille Rosen?

Wir bringen dir die dornenlosen, die allen
Duft und alle Süße haben, die noch der Herbst
vergeben kann. Sie sollen nun in deinen Hän-
den blüh'n – in deiner Hand, die manche
Dorne blutig riß, die keine Feierstunden kannte,
in denen müßig tändelnd sie Blumenkränze
flocht – wenn nicht für uns! Wir nahmen –
rasch, nach Kinderart – sie hin und schmückten
unsere wirren, spielzerzausten Haare.

Dann lagerte der Blütenduft auf unserer
Stirn, so wie das Licht der treuen Augen,
die unseres Lebens ganze Sonne sind.

14

Zwei Briefe las ich heute, die mich tief
bewegten.

Und leise trat ich aus dem warmen Licht
der Lampe zum Fenster und sah hinab auf
winterweißes Dämmern. Auf ersten Schnee.

Fern klangen Abendglocken, ernst und
schwer.

Drei dunkle Rosen welken in kristall'ner
Schale. Ein feiner, weher Duft schwebt
durch das Zimmer und gleitet matt
an seidnen Wänden ab wie kraftlos bleicher,
müder Hände Streicheln... Durch hoher
Fenster Spitzenhüllen fließt weiches Licht.
Liegt draußen, wo der Rosen Heimat ist,
ein stiller Garten – ein Teich vielleicht, in
grüne Rasenmatten eingebettet? Und harren
blasse Wasserblumen der Nacht auf seinem
reglos glatten Spiegel?

Ein Page, jung und wunderhold, geht über
leuchtend gelbe Wege in's dunkle Grün des
tiefen Parks. Ein Sonnenstrahl wedt goldene

15

Lichterfunken in seinem blonden Haar. Er geht, und seine spielerischen Hände wollen die Rosen pflücken, die im Dunkel – da irgendwo im Innern tief – heiß atmend glüh'n.

Die trägt er dann ins dämmernde Gemach... Ihr Duft wird warm und sonnenrunken sein und wird wie unruh'volle Wünsche durch die Stille geh'n. Und wird – am Abend – matt auf seines Teppichs Seidenarabesken sinken, indes die raschen Knabenhände neue Blumen brechen. –

Wohl stille, wunschlos bleiche Wasserlilien.

Ich stand in voller Sonnenhelle und hielt in den erhob'nen Händen behutsam eine wundersame Blume. Ich fühlte, wie mein lichtiges Blut durch meine Finger floß und hörte durch die Stille rings die warmen Schläge meines Herzens. Es war in mir ein sanftes Glück – und meine Blicke hingen an der Blume, als sähen sie in lieber Augen un-nennbare Tiefe.

16

Kennst du sie auch, die heimlich-schweren Stimmen der Nacht, die leise raunend zu dir reden und Worte sagen, die du nicht fassen kannst, und deren Klang nur macht, daß du mit großen, schlaflosen Augen an die Decke starrst? Du fühlst erschauernd, wie du selbst dich leise von dir lösest und weißt: da draußen wandelt deine Seele, da, wo am Fenster der Kastanienbaum im Nachtwind sich verschlafen regt... Da lauscht sie in geheimnisvolle Ferne... Der Baum zu ihren Häupten schimmert durch das Dunkel mit tausend leuchtend weißen Kerzen.

Du aber liegst auf deinem Lager und weinst, daß deine arme Seele so einsam wartend draußen steht, wie an der Pforte eines fremden Gartens.

Wie an der Pforte eines Gartens steh' ich immer – und weiß das ganz gewiß: so war's durch tausend Leben.

2

17

Und ungekannte Menschen gehen mir vorüber und sehen in mein lächelndes Gesicht. Und bleiben lauschend steh'n und hören, wie mein Herz zu ihnen singt. Und gehen weiter. Ich aber senke traurig meine Stirn. Nun ist mein Herz so tief verstummt. Hat allen Klang der Welt gegeben und blieb allein. Und fremd und einsam ist es unter all' den Vielen...

Die Einsamkeit tut weh, die weiß, was Sehnsucht ist. Die Sehnsucht aber steht des Abends mit blassen Füßen vor der Tür und sagt mit stummem Munde unruhvolle Worte. Sie sind verworren und voll banger Rätsel, so wie das dunkle Flammen ihrer schattenschwarzen Augen. Und rieseln über deine schlafesmäden Lider und rauschen schwellend durch dein tief geheimnisshweres Träumen. Wie Meereswogen rauschen sie um dich – und deine Lippen öffnen sich im Schlaf, und atmend glaubst du Meeresluft zu trinken, voll herber Kühle.

18

Weißt du nun, meine Seele, was die Sehnsucht sagt?

Weißt du, was dir Erfüllung heißt?

Am Morgen wachst du auf und hast vergessen, was du geträumt.

Doch blieb ein leises Lächeln noch in dir zurück.

Der Park liegt schweigend – tief in grünes Dunkel eingebettet. Durch die Kastanien fallen goldene Sonnenflecke auf vornehm ruhevollere Wege. Aus grünem Dämmer leuchtet matt und seltsam die moosbewachs'ne Statue einer weißen Göttin. Ein Sonnenstrahl fällt in das Herz der Sternblume, die ihr zu Füßen wächst. Und ihre sanfte Bläue leuchtet, als käme sie aus einem inneren Licht.

Und keiner ist, der sagt: Sieh' Kind, hier blüht die blaue Wunderblume, die du gesucht durch viele tausend Jahre. Hier, ferne aller Welt und allem Leben, in diesem Garten

2*

19

schläft die blaue Blume. Du aber ziehst von Land zu Land – und deine Flüsse bluten, wenn es gen Abend geht. Und deine Augen sind so müde. Wenn dir die blassen Lider sinken, dann steht ein stolzer Traum an deinem Lager und reicht dir eine Sonnenkrone. Aus diesem Traum trinkst du dir neue Kraft. Und wanderst fort mit wunden Füßen, indes die Jahre neben dir am Wege steh'n mit starren, mitleidlosen Augen.

Wo ist dein Ziel, du armes Herz? Wo ist der Weg zu diesem wunderstillen Garten, der tief verschwiegen ist und dich zu süßem Rasten ladet – zu Füßen einer weißen, stummen Göttin? Da wirst du ruhen, armes, unruhwindes Herz. Und dir zu Häupten blüht die blaue Blume.

Es wedte mich des Mondes Licht, das weiß und leuchtend auf mein Lager schien. Ich trat mit leisen Schritten in die Nacht. Die Berge ringsum hatten allen Glanz gefangen, und schwarz und schweigend lag der See. Aus dunkler Tiefe glühte sein smaragd'nes Auge mit traumlos starrem Blick aufwärts zu hellen Gipfeln, wo mit dem Schimmer unberührten Schnees das blasse Mondlicht leuchtend sich vermählte. Der See lag weltentief in großer Einsamkeit.

Dunkel geheimnisvoll ist dieser See. Auf seinem Grunde ruht ein Leid – mit Augen, fest geschlossen, in stillem Schlaf. Die weißen Bergesgipfel schau'n herab, und alle schwarzen Tannen steh'n wie treue Wächter. Die Sonne neigt sich dir entgegen und sucht dich, bleiche Schläferin. Du aber bist verstummt. Nur manchmal – nachts, wenn Mond und alle Sterne sich hinter Wolken barge, und wenn der Bergwind von den Höhen talwärts schreitet – dann schlägst du deine Rätselaugen auf

und horchst. Doch Stille rings. Und deine Hände, weiße Blumen, regen sich wie im Traum. Das grüne abgrundkühle Wasser fließt durch deine Finger, die kalt und kraftlos sind, und deine langen, glatten Haare zerren den Kopf, der matt sich hebt, zum Grund. See-gräser, böse Algen, die Schlangen gleichen, verschlingen sich mit deiner Haare Seidenfäden und halten dich. Die Sehnsucht, die in deinen Augen hebt, erlischt.

Nun ruhest du wieder, bleiches Kind. Nun schläfst du wieder hundert Jahre den traumlos tiefen Schlaf, und Wälder rauschen um dich. Berge schließen dich ein.

Fern liegt die laute Welt . . .

Grauer Regen rieselt unaufhörlich. Schwarz, in düst'rem Schweigen, ruht der See. Alle Gipfel tragen schwere Wolkenlasten, finst're Tannen steh'n erstarrt. — Ich schreite durch das Grau. Tief melancholische Gedanken zieh'n mit mir und streifen matten Flügelschlags kühlschauend meine Stirn . . .

22

Nach langen, regenschweren Tagen nun endlich eine Sonnenstunde! In grünem Golde tropft es nieder aus den Zweigen. Licht-überglänzt liegt drüben Sankt Bartholomä. Die weißen, schneebedeckten Gipfel leuchten, als hätte Mutter Sonne selbst dort Rast gehalten und werfe mit den Strahlenhänden Lichtfunken lachend talwärts, die da unten aufsprüh'n.

Und zarte blasse Nebel kommen und legen ihre Silberschleier auf die Berge, auf denen Sonne strahlend leuchtet. Doch tief am Grund des Sees, da wo das Schweigen wohnt, lauscht grünes Dunkel. Und alle Rätsel kauern da und starren aufwärts mit den großen, kalten, sonnenlosen Augen. Rings tief erschredetes Lauschen.

Blauschwarze Wolkenwände erheben sich drohend über dem Gebirge. Und alles Licht verdunkelt jäh. Ein Windstoß, kurz und heftig, durchrast wie gellender Fanfarenschrei die Wälder. Er kündigt: seine Majestät der Sturm! Der kommt von droben her und reißt die

23

Wolken auseinander, daß greller Lichtschein blendend niederzuckt. Es grollt und brüllt tief in den Bergen. Der Regen, der in dichten Strömen rauscht, ist undurchdringlich grau. Der See liegt da wie stumpfes, grünes Glas — in matter Schwere. Der Sturm darüber hin, rast, wütet durch die Tannen, schlägt zornig mit den Fäusten an die Felsen — keucht empor. Mit Blitz und Donner schwindet er wie toller Spuk dort hinter jenem weißen Gipfel, den die Sonne zaghaft wieder grüßt. Ein Regenbogen schimmert auf.

Und meine Augen blicken weithin durch die schemenhaften Berge, die glasart in der Sonne steh'n. Da liegst du drüben, schimmernd blaue Ferne, sonnüberglänzt. Du Ferne, die meinem Sehnen Erfüllung gibt. Wie ruft mein Herz dich jede Stunde, wie sendet es Gedanken, Wünsche aus, die zu dir schweben mit Schwingen voller Licht und voller Leuchten! Doch abends, wenn die ersten violetten Schatten wie düst're Träume vor der Türe

24

steh'n mit dunklen, schwermuttiefen Augen — dann kehren sie zurück, und sinken auf der Schwelle nieder, matt und wundgestoßen und sterbensmüde. Ich aber frage nicht. Die Lippen hab ich herb' geschlossen . . . In mir ist tiefe Einsamkeit. Fern, hinter jenen Bergen, schwer und drohend nun wie finst're Wächter, die mir feind sind, schimmert golden der letzte, zarte Gruß der Sonne, die mir erlosch.

So sagte ich dem stillen Bergsee Lebewohl, noch eh' sich seine tief geheimnisvolle Seele mir erschloß. Und vor mir öffneten sich alle Fernen, bis weit im Nebeldunst die herb schmuddlose Ebene versank.

Mein Weg führt mich dem Meere zu.

Durch Felder, golden leuchtend, an strahlend gelben Streifen duftender Lupinen vorbei, durch stille Wälder, weite, weite Wiesen trägt mich der Zug. Gen Norden. Heimatwärts.

25

Die Sterne sind so seltsam nah und schweben wie an langen Seidenfäden, aus Ewigkeiten endlos weit, aus schwarzer Leere.

Wüßt' ich den Zauberspruch, den mir die holde Fee im Märchen sagt, wenn ich sie recht von Herzen bitte! Den Sturmwind wedt' ich auf, der hinter jenen Bergen träg' atmend schläft. Er müßt' — mürrisch — mir gehorchen und käm', die Haare wirr und schlafzerzaust. Wie wirbeln da die spinnwebfeinen Fäden durcheinander! Aufsprühend, schwankend splittert Stern an Stern — und Funken fallen, rieseln mir ins Haar und bleiben hell wie Diamanten hängen!

26

Es klingt ein starker Sang in mir, Der mir ein hohes Ziel verheißt, Der meine Tage jauchzend macht Und sonnenwärts mich siegend reißt.

Durch meiner Nächte Träume schwebt Ein süßes, wundersames Lied, Das mich mit weicher, linder Hand In weite, weite Fernen zieht.

27

Die Sonne sinkt. Und ihre gold'nen Rosen streut sie mit mütterlichen Händen über's Meer. Das atmet still und wie im Traum. Die Wellen, die in mattem Plätschern dem Strand entgegenrollen, sind hell wie grünes Glas, ganz lichtdurchschimmert.

Ein weißes Segel schwebt in sicherem Gleiten heimatwärts . . . O wüßt' ich meiner müden Seele einen Hafen, dahin sie flüchten kann — in eines Abends schöne, tiefe Kühle . . .

Aus eines Abends Kühle bin ich heut' gekommen. Sinkendes Gold, spätsommersonnenmatt, lag auf den Wiesen, die mittags bräunlich brennen über leuchtend grünem Grund. Am Abend aber duftet süß und kühl ein herbes Welken.

Ich stahl dem Walde eine arme Handvoll duftender Zyklopen. Die nahm ich mit mir in die große Stadt. Und bettete sie voller Liebe in ein Glas, das grün wie Moos ist, grün wie Wald und Wiese . . .

28

Sieh, die grauen Tage kommen wieder. In langer Reihe geh'n sie stumm vorbei an meiner Fenster hellem Leuchten. Sie gehen müden Schrittes mit gesenktem Blick und sind verstummt, als hätte nie ein Lächeln sie je gegrüßt — und schreiten lautlos über regennasses Laub, das sterbend auf den Wegen liegt . . .

In meinem Zimmer brennen alle Flammen, und von den Wänden rieseln blaue Wellen Lichts und fließen über Teppiche, in denen wohligh der Fuß versinkt . . . Über die Blumen strömen sie — die weißen Rosen, die wie blasse Träume sind, und rote, ganz in Sommerglut getauchte . . . In hohen, schlanken Vasen zittern Orchideen, die seltsam sind und voll verlangen, und über deren schmale Blüten ich kosend streichen muß, wie über müde Hände, die wissen, was Sehnsucht ist und doch zu kraftlos sind, zu fassen und zu halten . . . Wie Hände, deren kranke Schönheit mich bannt. Auf Allem liegt das volle,

29

blaue Licht, das aus der weißen Höhe des Gemaches niederströmt . . .

Mein ruheloser Schritt versinkt in Schweigen. Und meine Stirne press' ich an die Fensterscheiben und spüre, wie das Blut mir in den Schläfen pocht. Fast ist es mir, als klopfe in dem kalten Glas ein Herz, das zu mir spricht. Und siehe, es sagt Worte, die ganz mein sind – so tief vertraut mir, wie noch nie ein Fremdes zu mir sprach . . . Und lächelnd seh' ich nieder auf die regennassen Wege, die unter meinen Fenstern liegen, und über deren trübes Dämmern ein heller Streifen Licht wie Gruß aus einer glücklicheren Welt herniederleuchtet.

30

Wie ist mein Herz doch gar so müd' der schwarzen Nächte, daß es nun wieder glauben will an einen lichten Tag! Ein Lächeln kam zu mir.

Bringst du mir Sonne, hast in deinen Händen Sommerblumen, die doch der rauhe Sturm zertrat, der Nacht für Nacht vor meinen Fenstern lärmte?

So träum' ich ihn! So träum' ich, daß die Freude von uns ging und aufwärts schwebte zu den Sternen. So träum' ich, daß an jedem Morgen die Sonne ohne Glanz am Himmel stand und daß ihr Glühen feindlich war wie scharfe Pfeile und daß sie abends rot wie Blut, das heiß aus Wunden strömt, versank. So träum' ich, daß der Welten Harmonien verhallte und schrille Dissonanzen durch die Länder dröhnten, wie plumpe Schritte, die die junge Saat zerstampfen, eh' noch der Sommer kommt.

31

Nun scheint ein erstes Lächeln in mein Herz. Die Fenster will ich weit der Sonne auftun und will das süße Lied voll Sehnen in mich trinken, das sich aus irrem Mißklang zögernd löst. Das erste Lied, so leise noch. Vielleicht erstirbt es, eh' es den Weg in's Heimatland gefunden, vielleicht zerschlägt es seine reine Stirn an kaltem Erz. Vielleicht auch geht es weiter, unbeirrt, mit Schritten, die eines Siegers Schritte sind, in leisem Klingen. Und geht durch Blut und Tod, und geht durch Nacht und Qual und Groll. Und wer es hört, der wird erwachend horchen, als sänge seiner Mutter Mund ein altes, lang' vergess'nes Lied.

32

In einem dunklen Laden, zwischen Gerümpel, Staub und spinnwebgrauem Trödel, sah ich – verstaubt und schmutzgeschändet – eine Muschel liegen. Der rosensarte Mund trotzig in trostlos dumpfem Grau'n verstummt, die weißen Zackenhändchen flehend in verständnislose Leere. Ich nahm sie liebevoll in meine Hände und trug sie heim – behutsam, wie einen schwer erkämpften Schatz. Nun liegt sie vor mir, rein und leuchtend. Mein Ohr neigt sich und trinkt in langem Lauschen ein leises, hold vertrautes Lied.

Vielleicht vor vielen, vielen tausend Jahren am Meeresgrund warst du ein liebes Spielzeug mir, ein Schmuck für meine langen, bernsteinhellen Haare. Die Wasser zogen über mir dahin in grüner Flut – und wenn die Sonne tastend in das Dunkel griff mit gold'nen, strahlenfeinen Fingern, stieg ich empor und sah in's Licht. Das Wasser floß von meinen blassen Gliedern – und kühl und schauernd nahm der Seewind mich in seine Arme, der

33

ruh'los über's Meer ging – strandentgegen.
Und einmal schmiegt' ich mich an seine
Brust und bat ihn leise: »Nimm mich mit
dir in's Menschenland...« und fort trug's mich
mit Sturmesschritten an eine weiße Küste.

Wie seltsam fremd, geheimnisvoll und
lockend da oben vom Hüggelland der Wald
mich ansah. Die Sonne brannte heiß herab
und trank die salzigen Tropfen, die wie kühles
Linnen von mir fielen: Ich lag im Sand und
staunte in die neue Welt hinein.

Der Abend kam. Ich sah ihn durch den
Wald hinschreiten, den stillen, großen Engel
mit dunklen Flügeln und mit langen, schwarzen
Haaren, in denen Sterne heimlich leuchtend
hingen. Und seines Atems sanfte Kühle, süß
und voll Milde lag auf mir.

Die Wellen netzten meine Füße – und
meine Hände ruhten im Sand, der war noch
ganz durchglüht von warmer Sonne.

So lag ich eine ganze Nacht.

Am Morgen aber war ich müde und trauer-

34

voll. Und ging in's Meer hinein mit zagem,
ungewissem Schreiten. Die Wasser schlugen
über mir zusammen, als ich sank.

Hab' ich – wie lang' – am Meeresgrund
gelebt und hab' die Menschenwelt vergessen?

Vergaß ich nie die stillen Stunden am weißen
Strand und sehnte ewig mich in's Licht?

Starb ich vor Sehnen und erwachte als
Menschenkind? Im Innern unlöslich verbunden
der weiten, freien, sturmdurchtobten See?

Ich gehe hin durch Straßen, voller Unrast
und voll Lärmen.

Und recke meine Hände auf zu stolzen
Höh'n – und breche Blumen mir, die Dornen
haben, Und hab' ein Lachen auf den Lippen,
von dem mein Herz nichts weiß. Mein Herz
schläft tief in mir wie eine kühle, weiße Perle.

Heut' trug ich eine Muschel heimwärts, die
aus staubigem Dunkel zu mir um Hilfe rief . . .

Sie singt zu mir, und meine Hände halten
sie voll Liebe.

Ihr Singen ist mir wie ein Wiederfinden.

35

Der junge Page zündete an jedem Abend
die Kerzen rechts und links des Spiegels
an, zu dem sich hold der Herrin
schönes, weißes Antlitz neigte. Das schöne,
weiße Antlitz seiner holden Herrin lag ein-
gebettet in des Spiegels mattem Silberglanz,
und Widerschein der Kerzenflammen weckte
goldrotes Feuer ihr im Haar, durch das ein
schmales Perlenband sich zog.

Sie nahm's mit schlanken Händen fort und
legte es in eine samtene Kassette, die, tief-
gebeugten Knies, der junge Page ihr ent-
gegenhielt.

An jedem Abend lag um ihre roten Lippen
eine Freude, die voller Sehnsucht war. Und
ihre Hände, zart und schmal in spielerischer
Schönheit, gaben die Ringe her, die großen,
leuchtenden Smaragde – und Perlen, gold-
gestickte Bänder, indes ihr Blick versonnen in
den Spiegel träumte.

Der junge Page kniete schweigend und las
von der geliebten Stirn der so geliebten Herrin

36

das Lächeln fort und las die Sehnsucht von
den roten Lippen.

Sie sah ihn nicht.

Sie sah nicht seiner Augen dunkle Flammen,
sie sah das Zittern seiner Hände nicht und
wußte nicht, wie seines Blutes Singen zu
ihr flehte.

So aber war das Lied, das in ihm sang,
verschlossen herb' und stolz von schmalen
Knabenlippen:

»Du schönste Herrin du, du hast mit
deinen Augen, die über mich hinweg
geh'n, die Lieder alle fortgejagt, daß
ich verstummt bin, tief verstummt und
ganz allein. Du schönste Herrin, hast
mit deinen Augen, die du dem Glas
des Spiegels schenkst, ein Feuer mir ins
Blut gegossen, so daß ich ganz verbrannt
bin, ganz verbrannt mein junges Herz.
Und durch das Herz und durch die
Glieder fließt mir Feuer – und meine
Hände sind ganz bleich von weißen

37

Flammen. Und meine Augen sind zwei
scheue Sklaven, die treu dir folgen –
behutsam in dem Schatten dunkler
Wimpern, die sie bergen. Des Morgens,
wenn du langsam über Marmorstufen
zum Garten niedersteigst, und deines
Kleides Schleppe, leicht gerafft von
wunderbarer Hand, die Treppe über-
rieselt, sind sie schon da und spähen
durch die Zweige der Büsche nach dir und
grüßen dich. Vom Morgen bis zum
Abend suchen sie dich und neigen sich
vor dir, die ihrer niemals achtet. Und
wenn du mich des Abends gehen heißest
mit lässiger Gebärde und ich allein bin,
breite ich der Lieder sanfte Decke über
sie und ruf' sie in mein Herz. Da
kommen sie, beladen ganz mit neuen
Flammen, die rot und jauchzend in mein
Blut sich stürzen.«

Doch gestern Abend brachten sie mir dunkle
Kunde. Gestern, geliebte Herrin, sprachen sie:

38

»Ich sah die Königin an blumen-
übersäeter Tafel und sah an ihrer Seite
Don Almansor. Er sprach zu ihr –
und seine Worte, die sich von den Lippen
stahlen, den roten, weichen Lippen Don
Almansors, waren süß und stark wie
Wein, der dunkel in dem gold'nen
Becher glühte, den ihre Hand umfaßt
hielt. Fest umfaßt den schlanken Becher,
als ob sie zu zerbrechen ihn begehrte.
Um ihren Mund lag ein verträumtes
Lächeln, das mädchenhaft und scheu war
und doch voll Verlangen. Und ihre
Augen sanken jäh in Don Almansors
Blicke, als wollten sie ertrinken in der
dunklen Flut. Und kamen wieder –
taumelnd ganz – und tief erschreckt –
und voll von einem Glanz, wie ich ihn
niemals sah, in der geliebten Herrin
stolzen Augen.«

Heut' sah ich dich, du weiße Königin, im
Garten mit den Kavalieren. Und Don Al-

39

mansor kam den Weg entlang, der gelb und
leuchtend in der Sonne lag. Sein braunes
Antlitz war wie matte Bronze. Du wurdest
bleich, geliebte Herrin, und deiner Hand ent-
sank die Rose, die du gepfückt. Ich eilte, sie
von deines Kleides Saum zu lösen, an dem
die Dornenreiche schwankend hing. Doch Don
Almansor kam geschmeidig mir zuvor.

Er gab die Rose dir zurück in deine kraftlos
blassen Hände – und seine Lippen formten
flüsternd ein Wort:

»Heut' Nacht – –«

Und du sprachst leise, bebend:

»Heute Nacht – –«

Da lief ich in mein stilles Zimmer hoch im
Turm und nahm den schmalen, edelsteinge-
schmückten Dold, der meiner Knabentage
stolze Freude war, und barg ihn in der breiten
Seidenschärpe, die mir die Hüften gürtet.

Und wenn du jetzt mich gehen heißest,
Königin, so wart' ich vor der Schwelle, ver-
borgten in den Samtverhängen deiner Tür,

40

erwarte, die Hand am Doldgriff, Don Al-
mansor – – Königin!«

Die Herrin löst die letzte Perle aus dem
Haar. Sie ist sehr bleich – und ihre Augen
sind wie große Sterne. Ihr Mund ist rot wie
nie zuvor und voller Sehnsucht.

Der Page harrt, geneigt sein Haupt, des
Winks. Er geht – – und trinkt noch ein-
mal tief in sich hinein ihr Bild.

So sieht er sie zum letztenmal: Von
schwerem Haar rotgolden überströmt, den
Kopf erhoben und mit einem Warten in den
Augen – in unnennbarem namenlosem Glanz.
Es fließt an ihrem Leib die weiße Seide. So
sieht er sie zum letztenmal, die weiße Königin.

Die Nacht schleicht lautlos.
Ohne Regung wartet stumm der junge Page.

41

In gold'nem Rahmen eine Rose, die ich aus fernem Osten heimwärts trug. Die südlich dunkle Glut der Blätter ist ermattet, doch wenn ein jäher Lichtstrahl auf sie fällt, erschimmert unter kühlem Glas, das sie gefangen hält, die Rose, als habe eine liebevolle Hand sie eben erst gepflückt... So dunkel blüht sie auf, wie wenn ein warmer Blutstrom durch die zarten Blätter fließt, pochendes Leben sie durchglüht.

Und sie erzählt mir wunderbare Träume.

Im Haremsgarten blühte eine Rose, sonnen-trunken, inmitten stummer Mauern des Serails, das schön ist und geheimnisvoll wie einst die holden Märchen Tausendeiner Nacht. Der Stamm, dem sie entsproß, schmiegte sich an die Wand, und seine grünen Hände rankten sich sehnsuchtsvoll den Fenstern zu, die hinter dichten Gitterstäben die schönen, weißen Frauen bargen, als noch das Leben durch die stillen Räume schritt. Als schimmernd zarte

42

Hände nach den Rosen langten. — Er liebte es, der Herr, wenn rote Blüten in den schwarzen Haaren hingen, wie schwüle Träume in der dunklen, sternenlosen Nacht. Und alle blühten für den Herrn, die Rosen.

Ein Prinz aus fremden Landen kam. Acht weiße Pferde zogen seinen Wagen. Der Läufer brach zusammen auf den Marmorstufen des Serails, knapp vor den schaumbedeckten edlen Tieren, die zitternd standen, kurz gezügelt von brauner Sklavenhand. Fanfarenjauchzen grüßte ihn, den schlanken, adeligen Fürsten, der langsam durch die Reihen tief geneigter Würdenträger schritt. Es lag ein Glanz auf seiner Stirn. Und in den samt'nen Augen schliefen Blitze.

Des Sultans junge Liebblingssklavin tanzte in dichten Schleiern vor dem Gast am Abend.

Er, unterm Baldachin, saß rüdgelehnt mit müdem Blick. Die Diener reichten knieend aufgeschwellte Früchte und gold'nen Wein in schimmernden Pokalen, um deren Fuß sich

43

Blüten wanden, süß und voller Duft. Musik floß irgendwo in sanften Strömen.

Wie seltsam war der fremde Prinz!... Die langen, edelsteingeschmückten, schlanken Finger zerpflückten eine Blume, indes die Augen, halb geschlossen, der Sklavin, die in Schleiern langsam wiegend vor ihm tanzte, lässig folgten. Sein braunes, schmales Antlitz war umrahmt von glatten Haaren, in denen eines gold'nen Reifes mattes Glänzen lag. Das Kleid aus leuchtend weißer Seide knapp am hohen, schmalen Leib, und seine nackten, schlanken Füße auf seidener Kissen weichem Pfühl.

Die junge Sklavin hielt wiegend auf blasser Hand die Schale Rosenöl. Sie hielt sie tanzend über ihrem Kopf — und alle Spangen ihrer Arme klirrten leise.

Der Sultan, seinem Gast zur Seite, prunkvoll geschmückt, befahl mit eines schweren Augensides Zucken.

Sie kniete langsam nieder vor dem Fremden, tauchte die Fingerspitzen in die Schale, salbte

44

seine Füße, neigte ihre Stirn. Und durch den Schleier bot sie junger Lippen heiße Huldigung. Er aber wandte sich dem Sultan zu und dankte für den Tanz mit wohlgesetzten Worten.

Die Nacht ging durch's Serail mit leisem Schritt.

Im Harem hatten lange sie geschwatz und von dem schönen Fremden flüsternd erzählt, den sie, versteckt und unsichtbar verborgen, gesch'n.

Ein Lachen seines Mundes, ein Blitzen seiner weißen Zähne, ein Glühen seiner dunklen Augen war unter ihnen, ging umher wie eine wildverwirrte Melodie.

Nun schliefen alle einen unruhvollen Schlaf. Wie glühende Erfüllung lag ein Lächeln auf den off'nen Lippen.

Die junge Sklavin schlich zum Fenster hin. Des Mondes Licht stand grell und leuchtend auf der hohen Mauer, die drüben ihre enge Welt verschloß.

45

Sie zog die Rosenranken durch die Gitterstäbe und drückte sie an ihrer Lippen sehn- suchtsvolle Wärme. Kühl waren sie, die Rosen, und voll geheimer Zärtlichkeit, so wie die samtene Kühle seiner Füße, die sie mit Rosenöl gesalbt, auf die sie ihre Stirn geneigt und die sie heiß verstoßen geküßt im Angesicht des Sultans, ihres Herrn!

Der Fremde aber hatte sich von ihr ge- wandt mit kaltem Wort.

Und wenn der Morgen graut, dann hört sie wohl das Stampfen seiner Pferde, die ihn heimwärts führen. Für immer fort. Die weiße, kalte Mauer drüben schließt ihres Lebens Kerker ab.

Erbarmungslos. Unüberwindlich. Ohne Ende.

Und langsam – wie in träumerischem Spiel – nimmt sie den edelsteinverzierten Dolch, den einst der Sultan schenkte der Dienerin, der Sklavin seiner Wünsche.

Und rotes Blut tropft schwer und warm und färbt die Rosen.

46

Man fand die tote Sklavin, als abschied- nehmend der Prinz vom Sultan die schöne Tänzerin als Gastgeschenk erbat und dieser – zögernd – ihm Gewährung nickte.

Vor der Terrasse draußen stampften voller Ungeduld die Pferde, und helles Sonnenlicht lag auf dem breiten, gelben Weg, der aus den düstern Mauern führte – ins fremde, schöne Leben.

Ich nahm die Rose, die mir ein Osmane im Haremsgarten brach, ganz zart in meine Hand.

Sie glühte dunkel, als habe rotes Herzblut sie gefärbt. Ihr Duft war süß und schwer, als hätten Lippen voller Sehnsucht sie gestreift.

Und alle Märchen schlafen in der dunkeln Tiefe.

47

Langsam entsinkt die Geige seiner Hand. Das letzte kaum gehante Verhauchen scheint wie auf Silberschwingen durch den weiten Saal zu schweben. Der Künstler lauscht, geschloss'nen Auges. Um seinen schmalen Mund vertieft das feine Lächeln sich zu Schmerz. Es ist, als sei nun seine Seele von ihm fort- gegangen mit leisem Klang und schwinde lautlos – singend – hinab zu jenen vielen Menschen, die seine Nähe spüren wie einen Bann.

Noch einen Herzschlag lang horcht er in sich hinein. Dann werden seine Augen klar und wachend.

Der Jubel rauscht zu ihm hinauf mit starken Wogen. Es ist ein weißes Meer, das unter ihm verwirrend braust. Der schlanke Mann steht da wie wehrlos. Neigt tief sich, läßt die Augen schweifen über alle, die ihm zu Füßen lärmten. Einsam und unnahbar – ein König. Der Glanz in seinem Blick ist ganz verdunkelt. Das Leuchten schweigt, das alle

48

blendete, so daß der Eine es zum And'ren sagte: »Sieh' seine Augen an, sieh', wie sie seltsam sind...« Und daß die Frauen fühlten, wie laut das Blut in ihnen sang.

Sie riefen ihn, als schon die Lichter im Saal erloschen...

Am Wagen steht die Menge – und durch die Gasse, die sie erfurchtsvoll ihm bahnt, geht er ganz eingehüllt in Jaudzen.

In seidene Kissen schmiegt sich seine junge, blonde, mädchenhafte Frau. Es ist ein Schweigen zwischen ihm und ihr. Gleichgültig rollt der Wagen seinen Weg. Und fern verhallt der letzte Bravoruf.

Der, dem es gilt, sieht vor sich hin. Um seinen Mund liegt tief vergraben ein müder Zug.

Da tastet eine scheue Hand nach seinen weißen, schmalen, wunderbaren Meisterhänden. »Du spieltest schön.«

Doch sie verstummt, als hätte sie gesehen, wie kalt das Lächeln ist, das seine Lippen schürzt.

49

Sie sieht mit großen Augen durch die Scheiben auf die Straße. Doch sieht sie nicht vor Tränen die hellen Lichter, die da draußen leuchten, wie Freudenfeuer durch die dunkle Nacht!

Ein Fest zu seinen Ehren: schöne, geschmückte Frauen, viel Ordensbänder, Gläserklingen. Brillantgeschmückte Hände strecken sich ihm hin und schmiegen sich in seiner Hände matte Kühle. Augen, in die er blickt, erdunkeln, bebende Lider sinken. Er spricht, lacht, sprüht und funkelt wie ein kostbarer Diamant... Sie lieben seine rasche, weltmännische Art, sein kluges Auge, seinen herben Mund.

Und unter allen seine blonde, schweigsam scheue Frau.

Sie ist von schlichter Liebllichkeit, die süß und keusch nur dem sich aufschließt, der in den gold'nen Grund der stillen Augen gütig sieht. Sie trägt an ihrer Brust mattila Orchideen. Sie weiß es, wie er diese Blumen liebt,

50

und wie er oft den schmalen Mund zu ihnen neigt, als sauge er ein fremdes, trügerisches Gift aus ihren blassen Blüten — heimlich. Sie sieht auf seine langen, weißen, schlanken Hände, die herrisch sind und grausam und voll Zärtlichkeit. Wie liebt sie diese Hände, die ihr ganzes Leben entgegennahmen.

Manchmal, in dunklen Nächten, wenn sie einsam wachend liegt, erfällt sie wilde Sehnsucht, daß diese Hände wehtun sollen, bitter weh... Wie reich macht süße Qual, die von den Händen kommt, die heiß sie über alles liebt, wie arm die kalte Freundlichkeit, die sie erstarren läßt.

Sie sieht auf seinen Mund, der fremd geheimnisvoll oft scheint, auf den sie ihre Lippen pressen möchte, wie nie zuvor, wie sie es nie gewagt. Und der ihr sagen soll — der sie vernichten soll mit nacktem Wort, mit harter Wahrheit. Nur sprechen soll er — nur nicht schweigen. Nicht lächeln, freundlich reden.

51

Oft fällt ein Widerschein auf sie von seinem Glanz: man denkt der stillen blonden Frau, die ihm gehört und die so ganz verloren unter ihnen sitzt und schweigt. Dann sagt man ihr verwirrend glatte Worte — und hinter ihnen lauert es in sinnendem Begreifen: sie war sehr reich. Und sucht mit scheinbar mitleidsvollem Blick die herbe Falte müden Resignierens auf seiner weißen Stirn... Und sieht in kecke Siegeraugen.

Was wißt denn ihr von ihrer Qual? Was wißt denn ihr davon, wie sie mit zuckendem Munde den Becher leeren muß, den ihre armen Hände halten? Bis auf den Grund, den Becher Leid.

Er liebt es nicht, daß sie ihm zuhört, wenn er spielt. Dann steht sie heimlich stundenlang an seiner Tür und horcht der wunderbaren Sprache seiner Seele. Sie weiß gar wohl: es ist ein fremdes Heiligtum, vor dem sie wartet,

52

und das in unfassbaren Worten redet. Sie weiß nur: das ist Er, ganz Er, ganz tief in sich versenktes Er. Und dies ist schön, ist warm von Herzesschlägen. In dieser braunen Geige, die er hütet als kostbarsten Besitz, liegt seine ganze Seele. Sie strömt aus ihr und schöpft aus ewigem Quell, erschöpft sich ganz in Klang und Harmonie. In dieser braunen Geige liegt sein Herz. Und sie beginnt die Geige zu lieben und zu hassen.

»Ist eine Geige nicht ganz gleich der and'ren?« »Wie fragst du töricht, Kind. Nichts könnt' mir diese Geige je ersetzen. Wir sind ganz eines, sie und ich. Ich glaube fest: sie lebt und ist ein Stück von mir. Sie singt viel schöner, als ich fassen kann. Und sie allein versteht mein tiefstes Wesen.«

»Nicht wahr, in dieser Geige schlägt dein Herz?«

Er streichelt lächelnd ihre blonden Haare. Mit einem Staunen voller Freundlichkeit.

53

Und sieht nicht mehr den großen Blick,
mit dem sie in die Weite starrt.
Sein Herz ist diese Geige.

Sie ist jetzt viel allein. Er übt zu einem
Duoabend. Er geht mit seiner Geige zu einer
schönen Frau. Die wird das Echo seiner Seele
sein und wird mit ihren feinen, nervösen
Händen aus den Tasten Lieder locken, die
er im Innern fühlt. Sie wird es ganz versteh'n,
was seine Geige singt.

Sie leidet namenlos. Sie leidet schweigend.

Wie eine Orchidee ist diese fremde Frau,
wie eine Orchidee, die er so liebt. In diesen
Haaren müßten Blumen sich zu Tode sehnen,
die schön und seltsam sind. Sie selbst so
wesenseins, ihm eigen, daß sie erzittert, wenn
sein Blick sie trifft. Sie sieht ihn an, als wollt'
sie sagen: ich fürcht' dich nicht.

54

Sein Auge aber ist ganz dunkel und hat
am Grunde einen matten Glanz.

Und seine Hand erhebt, eh' sie die Geige
faßt.

Sie spielen . . .

Wer ist noch auf der Welt, als ich und
du? Wo schwebt der Stern, auf dem wir
leben? In welchem Ätherblau? . . . Ist nicht
um uns die grenzenlose Einsamkeit? Wie
kommt es, daß ich weiß, was deine Seele
sagt, wie kommt es, fremde Frau, daß ich
den Willen deines Herzens spüre? Wie kommt
es, fremder Mann, daß deine Lieder mir er-
klingen, als kämen sie aus mir? So sieh' mir
in die Augen, daß ich sehe, warum ich fühlen
muß . . .

Bleich sind sie wie der Tod — und ihre
Augen sinken ineinander.

In dieser Geige schlägt sein Herz.

Es hämmern in dem armen Kopf die gleichen
Worte.

55

Ein schwarzer Schleier sinkt vor ihr her-
nieder. Sie weiß nichts mehr. Nur eines: dieses
Herz muß sie der fremden Frau entreißen.
In einem unbewachten Augenblick wird sie
die Geige wie ein Dieb ihm nehmen. Und
gehen. Fort, hinaus, in ewig dunkles Schweigen.
Niemand wird sehen, daß sie ging.

Und niemals wieder soll die Fremde so
eins sich fühlen mit ihm . . . so ganz sein
Eigen sein.

56

Es war in einer Kirche. Hoch oben auf
dem Chore stand ich am Fuß der reich-
geschnitzten Orgel und sah auf ihn, den
blinden Organisten. Das hagere Antlitz, das
von tiefen Leiden zeugte, von Kämpfen, die
nach hartem Ringen wunschloser Ruhe gewichen
sind, stützt still sich auf die bleiche Hand.
Und um den Mund, den herb' geschloss'nen,
liegt müdes Träumen, als lausche er einer
ander'n Stimme, als der des Priesters.

Und als nun seine Finger in die Tasten
greifen, und rauschende Akkorde himmelan
erbrausen, bricht mächtig sich die Sonne Bahn
— und rings die ganze Kirche ist ein rotes
Leuchten. Die toten Augen sonnenwärts ge-
richtet, spielt er.

Und seiner Seele schöne Worte schweben
in Klang und Sonne ihrem Gott entgegen.
Nun ist es still.

Ich seh's ihm an: er ist nicht blind — er
hat weit mehr, als ich geschaut — und du.

57

Es zieht ein schwarzer Reiter durch lichtlos tiefe Schatten in dunkle Nacht. Sein Roß ist weiß und schreitet ohne Laut, gesenkten Haupt's. Mit schwerem Flügelschlag schwebt über ihm ein düst'rer Vogel. Wie tief erschreckt steh'n rings am Weg die hellen Birkenstämme – und silbern schauernd rieseln ihre Blätter. Die schwarzen Tannen aber neigen sich wie ernste Diener... Sie beugen sich – indes der Wind auf dunklen Bergen hocht und atemlos in Angst und Grauen ohne Regung lauert...

Die alte Sage geht, daß, wer ihn sieht, den rätselhaften Reiter, nie wieder lächeln wird... Doch wen ein Blick trifft aus den Augen – dem stirbt das Herz...

... Am Abend hab' ich oft gestanden. Vor mir die lange, weiße, trostlos leere Straße...

Die alte Sage geht, daß wer den schwarzen Reiter sieht – – – – –

Und kam zu mir durch tiefes Dämmern. Fern leuchtete sein weißes Angesicht... und seine Augen waren dunkle Sterne.

58

Ich aber lief mit nackten Füßen ihm entgegen und sprach:

»Wer bist du denn, daß ich mich neigen muß und sagen: Herr! zu dir und spüre meines Meisters Willen, der alle Kraft mit sanften Händen von mir nimmt? Wer bist du, daß ich jauchzend vor dir kniee und sage: nimm, was dir gehört! Wer bin denn ich, wenn du mein König heißest?« Und sah in grundlos tiefer Augen kühles Flammen.

Die schwarzen Schleier sanken über meine Sinne, mir war's, als pflücke eine weiße Hand, die mild und gütig war, das Lächeln fort von meinen Lippen, wie man im Walde eine Blume bricht. Und fühlte, wie mein Herz in seiner Hand zerbrach und tief und kühl in mir verstummte. Fern ritt er weiter – in die Nacht hinein.

Und alle Abend wart' ich auf die Feierstunde, die meinen Herren bringt. Er reitet stumm vorbei und seine Augen grüßen mein totes Herz. Auf seinen Lippen schläft wie eine

59

rote Purpurblume mein Lachen, das er von mir nahm mit lässiger Gebärde. Der schwarze Vogel aber, der um seine Stirne schwebt, hat auf den Flügeln einen Glanz, als habe er das Licht der Sonne, die schon sank, wie ein Geschmeide über sich gezogen. Das leuchtet blaß in mattem Glühen und legt um meines Herren Haupt die Krone, die aus Licht gewoben ist.

Des Königs Krone.

Das ist, als ob mein Sehnen mit weißen Händen in das Dunkel taste, das weit und ohne Grenzen vor mir liegt. Und Schmerz und Lust geht über sie hinweg und rieselt zwischen ihren Fingern, die ohne Kraft sind und ganz ohne Wollen – die stets in Fernen suchen und die Nähe achtlos streifen. Und meine Augen irren nach einem endlos fernem Ziel, das dämmern wird in morgenlichem Schimmer – zart wie ein leises Lächeln der Verheißung.

60

Das ist, als ob mein Sehnen an fremden Türen steht – so wie ein armes Kind am Weihnachtsabend den Christbaum leuchten sieht mit hundert Strahlenkerzen dort hinter hellen Scheiben prunkender Paläste. Und blaß und frierend hocht es auf der Schwelle und starrt mit großen Augen in das Licht, das kalt und grausam auf die schneebedeckte Straße prahlt.

Das ist, als ob mein Sehnen in's Chaos wildverwirrter Töne lauscht, die meines Schicksals irre Hand aus schrillen Saiten quälend zerrt.

Und hat den Glauben noch an eine Feierstunde, da all' der Klang sich findet in eines Kinderheimatliedes süßer Harmonie.

61

Aus wirren Fieberträumen reiße mit letzter Kraft die fliehenden Gedanken ich in mein müdes Sein für einen kurzen Augenblick. Und fühle zitternd, wie sie wieder von mir gleiten, wie sie sich, glatte Schlangen um die Stirne ringeln und quälend in mein Hirn sich wühlen. In meinen Ohren gelte es wie von Schreien, von wildem Stöhnen – Flammen rasen schmerzhaft über mich und brennen durch mein Blut.

Und immer dieser eine lange, schrille Ton, wie spukhaft grelles Heulen gespenstischer Sirenen von Schiffen, die im Nebel irren –. Jäh schweigt die Qual, sinkt weiches Dunkel auf mich hin.

Ich weiß: wenn ich die Augen öffne, sehe ich weit in des Todes ersten Garten, wo jede Blüte eine Seele in sich trägt als stilles, sanftes Licht. Wie süß ist es, zu wissen: vor mir ein Garten mit Milliarden mal Milliarden Blumen! Ich spüre ihres Duftes Atem her zu mir.

Und da – ganz nahe – alle Sterne. Unzählige, ach, ungezählte viele. Wie tief sie

leuchten. Deutlich seh' ich sie. Und leise senken sie sich nieder auf mein Haar. Das ist nun ganz durchrieselt von Millionen Sternen, und in den Händen – sieh, wie bleich und schmal – trage ich Flammen, kühl wie Balsam.

Ein dunkles Brausen kommt von weit, weit her, und herber Meeresodem streicht meine heiße Stirn.

Ich denke lächelnd: süße Heimat du –. Und fühle, wie ich langsam sinke. In eine Tiefe, ohne Grauen, grenzenlos. In grüne Wasser sinke ich hinab und sonndurchwogte Wellen über mir!

Die dunkle, farblose Nacht löst jäh mich aus.

Ich sterbe.

Ja, ich weiß: ich bin gestorben.

Ich bin nicht mehr.

Und bin doch – Ich?

Es war, als löse eine Hand, unendlich zart und voller Güte, mich sanft von mir.

Ich bin in einem Licht, das ich nicht nennen kann – weit über allen Fernen – in grenzenloser Einsamkeit. So wie die weiße Möwe, die oft ich über's Meer hinschweben sah, die Schwingen ganz voll Sonnenleuchten – langsam und sanften Flug's – so gleite ich den Sternen zu.

Tief unten liegt die Welt, die arme, leid-gequälte Erde.

Und durch mein körperloses Ich rinnt süß das Märchenblau der sterndurchstrahlten Ewigkeit.

Der Abend dämmt matt und sonnen-leer aus grauen Weiten.

Und eine Stimme singt:

»Die Stirne neigtest du im Frieden meiner Hände. Ich aber senkte meine Lippen nieder auf dein Haar. Das Leben, das in starkem Strom vorüberauschte, verklang, als uns die Nacht tiefviolett wie Samt, umfing. Ich fühlte deines Blutes Schweigen tief in mir.«

Ein kalter Windstoß kommt von Norden. Und irgendwo ein Vogelschrei, ganz schrill und voller Angst. Er schneidet durch die lichtlos starre Ruhe jäh wie ein Sensenrieb.

Und eine Stimme singt:

»Nichts ist so rein wie deiner Hände Licht. Sie brachten Frieden meiner heißen Stirn, in der Gedanken pochen, rot von Herzensschlägen. Doch alle sterben sie in dieser wunderbaren weißen Kühle. Nichts ist so weiß wie du, mein liebes Licht.«

In dunklem Rot tropft es hernieder auf das

braune Moor. Verblutend stirbt die Sonne irgendwo in Fernen.

Und eine Stimme singt:

»Ach, meine Hände konnten dich nicht halten. Du löstest dich und warfst den süßen Frieden von den Schultern, der eine Last dir war, die deine Jugend nicht zu tragen wußte. Ich gehe durch die dunkle Nacht, in der ich einsam bin. Und manchmal streift mich heiß wie Glut ein Traum, der zu mir tastet.

Und meine Hände tragen Flammen, so wie man Blumen trägt. In Flammen tauche ich mein Antlitz nieder. Mich friert so ganz allein.

Und meine Tränen löschen alle Glut.«

Die Stimme schweigt.

Es klingt ein fernes Rufen durch die Nacht.

Der Sturm, der jählings von den Bergen niederfällt, erwürgt ein Lachen, das im Moor versinkt.

Die Wolken, schwarze Riesen, die Böses sinnen, starren dräuend. Und manchmal geht ein weißes Licht hin über's Moor.

66

Es geht ein dunkles Raunen durch den Park. Es flüstert in den sterbenden Alleem, und alle Blätter haben eine unruh'volle Sprache. Des Mondes Licht liegt wie ein weißes Tuch schwer auf den Wegen. Und alles Leben wartet auf den Tod, der kühl und sanft in seinen dunklen Mantel hüllen wird, was sterbend jetzt der Abend deckt; in dem der Sommer matt verglühte. Der Abend, der voll Güte war.

Es geht ein Zittern durch die sterbenden Alleem, ein Zittern vor dem Morgenlicht.

Denn alle Tage sind voll Unrast und voll Lärmen. In weißer Helle, die die Augen schmerzt, stehen sie an Türen, fordern und befehlen mit hartem Wort. Und ihre Blicke sind wie spitze Messer, und ihre Stimmen klingen wie Fanfaren. Kalt und erbarmungslos sind jetzt die Tage.

Sieh, eine Rose fandest du, als deine Schritte klingend über gelbe Wege gingen und welkes Laub zu deinen Füßen starb. Die

67

67

Abendsschatten dunkelten um deine Stirn und lagen da wie müde Sommerträume, von denen du nichts wußtest. Denn deine Augen waren klar und kühl.

Sieh, eine Rose fandest du, die letzte wohl . . . Sie blühte warm und rot aus all' dem wunschlos herbstlichen Vergeh'n und war, als hätte sie des Sommers ganzes Licht in sich getrunken. Und war doch so, als hätte eine matte Hand sie zart gestreift und einen Schleier auf das tiefe Glühen sacht gebreitet. Und war wie eine sehnsuchtsschwere Bitte, die zu dir sprach. Du standest still — und hörtest rings durch tiefes Schweigen des Lebens Lied.

Und fühltest, wie dein Blut durch deine Adern floß in warmen Strömen.

Sieh, eine Rose fandest du, die letzte wohl.

Dein Fuß ging zögernd weiter über gerade Wege, und durch die welkenden Alleem tastete ein weher Duft nach dir mit armen Händen.

Und kühl und schauernd kam die Nacht.

68

Du, den ich wachend nie geseh'n,
Und der doch mein ist, wie mein
eig'nes Leben —
Ich muß dir meine ganze Seele geben,
Und du — du wirst sie ganz versteh'n.

Und ihre Schönheit, die sie scheu verbarg,
Wie einer stummen Harfe Singen —
Du wirst sie meistern, und sie wird dir klingen
Wie Orgelton, so tief und stark . . .

Du, den ich wachend nie geseh'n,
Du wirst mein Lachen und mein Weinen rauben
Ich werde jaudzend an dich glauben,
Und meine Welt wird neu ersteh'n.

69

Ihr meine lieben, sonnenhellen Träume,
Seid ihr auf's Neue mir erwacht,
Steigt ihr aus dunkler Wirrnis Nacht
Empor und liegt vor mir, ein Wunderland,
gebreitet,
So daß mein Fuß, der wandermüde,
Nur zagend es beschreitet?
Das ist, als käme ich aus schwarzem Wald
Voll dumpfer Sommerschwüle.
Ich aber denke seiner nicht.
Ich trink' in langen, langen Zügen
Der Sonne Licht
Und frische, reine, klare Kühle.

70

Die Sonne sank. Das Meer hat all'
ihr Licht getrunken, und wie ein
großer leuchtender Opal, ganz reglos,
liegt es in matten Glanz. Starr stehen um
mich die Tannen. Die Einsamkeit, die tief
und rauschend oft ihr Lied aus ihren Wipfeln
sang, schlief ein und ruht. Der blasse Mond
steht leblos, schemenhaft, im hellen Abendlicht.
Wie ist das alles seltsam ohne Leben um
mich. Mir bangt, so ganz allein in diesem
großen Schweigen.

Ein weißer Vogel schwebt, die Schwingen
ganz voll Licht, vorüber, langsam, matten
Flugs. Ich atme wie befreit.

Ein tiefes Summen dunkelt durch die Tannen.
Der Abend kommt. Ein leichter West bringt
ihn getragen, und violette Schatten, unendlich
zart, führt er auf seinen Flügeln. Das Meer
ist ganz aus hellem Silber. Fern, ganz ferne
dämmert die Nacht.

Sie kommt aus tiefer Wälder schwarzem
Schweigen, und dunkle Kühle lastet auf ihren

71

bleichen Schultern. Auf ihren Lippen schlafen
Träume. Die Augen starren reglos in den
blassen Mond. Und tief im Grunde dieser
grundlos rätselvollen Augen bebt es wie
Grau'n. Sie weiß es: ihre Hände können ihn
nicht halten, und ihre blassen Lippen können
sein Licht nicht trinken. Niemals. Nie. Da
neigt sie still ihr Haupt, und ihre schwarzen
Haare fließen wie düst're Schleier über ihr
Gesicht.

Und über mir Millionen Sterne! Millionen
Welten. Und unausdenkbar viele, viele Men-
schen, mir fremd und seltsam rätselhaft wie
der Gedanke: Das da oben, der helle Stern,
ist eine Welt! Was bin denn ich, der Mensch?
Was ist mein Streben und mein Schaffen?
Was ist mein Tod? Die Ewigkeit rauscht
über mich hinweg. Was ist mein Zweck und
Ziel, mein Glück und Leid? Was ist
das Rätsel alles Seins? Oh, hätt ich meinen
holden Kinderglauben und fühl' mich wesens-
seins mit dem, der aller Welten Schöpfer ist.

72

Urewigkeit, Urvater meines armen Ichs! O
fänd ich der Gebete trautes Stammeln wieder
und jenes süße Ihm-Vertrau'n. Und jenen
Stolz, der sagt: wie kann ich denn vergeh'n
wie eine Blume auf dem Feld? Mein Fuß
berührt die Erde nur im Schreiten von einer
Ewigkeit des Schlafs zur Ewigkeit des lichten
Wachens. Hätt' ich den Glauben noch! Nun
liege ich erdrückt von meiner namenlosen
Armut hier am Boden, da einst mich auf-
nimmt, wenn mein Leben in das Nichts
versinkt.

Und über mir Millionen Welten. Vielleicht
lebt dort, auf jenem Stern, ein Wesen, das
mein sein sollte, das zu mir gehört. Und als
der liebe Gott den Himmel aufschloß, und auf
einem gold'nen Sonnenstrahl zwei Seelen durch
das Weltall schwebten, da kam ein Sturm-
wind und entführte meine Schwesterseele zum
fremden Stern. Nun bist du da, ich hier. Und
jenes dunkle, tiefe Sehnen, das unbewußt und
wie ein Rufen so oft mich in die Ferne zieht,

73

das sucht nun dich, das sucht dich, liebe Seele.
Sag, klingt nicht meiner Träume Lied empor
zu dir und flüstert durch die Wälder, die
dich, du seltsam Wesen, in deiner unbegreif-
lich fremden Welt umraunen? Vielleicht um-
schweben dich Urmelodien, die ewig meinem
Ohr verschlossen bleiben, vielleicht sieht dort
dein Auge Farben, deren Schönheit mein
blindes Auge nicht in Träumen ahnt. Doch
Eines haben wir gemein': auch du bist einsam,
liebe Seele.

Mich fröstelt. Kälter weht es von den
Wassern. Von Norden klingt ein tiefes
Brausen. Die Tannen neigen sich und rauschen:
Der Sturm! Der Sturm!

Der kommt herbei und jagt die dunklen,
schweren Wolken mit Peitschenhieben vor sich
her. Und Mond und Sterne löschen aus.
Lichtlose Finsternis . . .

Da! die Nacht! da rast sie durch die
Wälder, und ihre schwarzen Haare fliegen.
Ich sehe ihrer Augen verzweiflungsvolle,

74

grauenhafte Angst. Sie sucht das Licht. Wer
hat des Mondes Licht getrunken? Wer tat,
was sie nicht konnte, niemals, nie? Wild
schreit sie auf. Es gellen ihre Schreie, daß
stöhnend sich die Bäume neigen. Sie schreit
nur immer eins: das Licht!

Und weiter rast sie! Weiter über's Meer.
Es zerrt der Sturm an ihrem schwarzen Kleid,
das schwer an ihren Gliedern hängt und
dessen dunkler Saum die Wasser streift. Die
brüllen auf, dem Strand, dem Land entgegen.
Sie schlagen ihre weißen Stirnen verzweifeld
an den Fels: wo ist das Licht?

Ein einziger, erstickter, jammervoller Schrei!
Hoch oben auf des Berges höchster Spitze
steht der Sturm und schwingt die Geißel.
Wirr flattern seine Haare um die hag're
Stirn. Und Haß brennt wild in seinen Augen.
Nun ist der Sturm gegangen. Die Wasser
schweigen.

Die Nacht ist stumm geworden, stumm
und müde. Im Osten graut der junge Tag.

75

Du breitest über mein schlafendes Herz
auf's Neue den dunklen Mantel der
Sehnsucht.

Es fließt seine zärtliche Seide wohlrig er-
wärmend über mich hin, und süß ermattet
lieg' ich auf weichen Fellen milchweißer Tiere
und fühle das warme Licht der bläulichen
Ampel über die Füße mir rinnen.

Ein Atmen dunkler Blüten der Iris welkt
in der Vase – die, hoch und schmal, aus
leuchtendstem Kristall geschnitten – Es sinkt
auf meiner Hände blasses Licht.

Auf's Neue breitest du der Sehnsucht Mantel
über mich – und rosenfarb'nes Blut fließt
schimmernd in mein wesenloses Träumen . . .
So wie der Irisblüten zarter Duft in einer
Vase aus Kristall ist deiner Lippen fremde
Süße.

Ich sehe lächelnd in den weißen Mond,
der draußen in Glyzinienzweigen schwebend
hängt . . .

76

Die wilden Vögel meiner Sehnsucht, die
Tag und Nacht mit wirrem Flügelschlag
über dem großen Meere taumelnd
kreisten, sie kehren nun zurück und ruhen
aus auf meiner Hand. Licht ist ihr Kleid, und
ihre Schwingen sind in Sonnengold getaucht
– wie zahme, weiße Tauben sind sie, die
mir heimgekehrt . . .

Und haben doch durch Sturm und Wut
den jähren Schrei der Mäwe, der scharf und
schneidend mir das Herz zerriß, geschleudert,
daß rotes Blut durch meine Adern stürzte –
und waren ihre Augen doch wie irre Lichter,
die meerwärts glühten, daß ich im Dunkel
schauend meine Einsamkeit empfand wie nie
zuvor.

Was hat euch still gemacht und sanft wie
fromme Tauben? Ich weiß, ihr werdet jählings
mir entstürzen zu wildem Tanz und euer
Schrei wird Jaudzen sein, und meines Blutes
taumelndes Erwachen ein einzig' tönend' Lied.

77

Ich gelte mit geschloss'nen Augen durch den Abend, der sonnenmüde auf die Felder sank. Und meinen nackten Füßen neigen sich die Gräser, warm noch voll Duft des glutenschweren Tag's. Doch fernher streift ein kühler Atem meine Stirn. Ich fühle, wie ein zarter, violetter Schatten mir auf die Hände sinkt, die blaß sind, ohne Kraft.

Du neigtest deinen Mund und trankest aus der Schale meiner Hände die Seele fort wie süßen, rosenfarb'nen Wein.

So nahmst du mich.

Nun seh ich tief am Grunde deiner Augen, die ich so liebe, und voll Güte finde, mein eig'nes Bild — — — Die lieben Augen meiner eig'nen Sehnsucht.

78

Der Abend senkte seine dunkle Güte hernieder auf die blaue, die silberüberrieselt=sanfte Seide des weiten Meers, das atmend Sonne trank den ganzen Tag.

Das Schiff, das uns der Heimaterde nähertrug, glitt wie ein Traum, ein weißer, wundervoller, in dem wir lagen, eingebettet und gewiegt.

Und Sterne kamen, und sie waren so wie funkelnde Brillanten, verwirrend in die schwarze Haarflut jener Nacht geschmiegt.

Da löste sich ein Stern — und lautlos glitt er in des Dunkels rätselvolle Leere.

Ich aber reckte meine Hände den Welten zu, die fallend uns zu Häupten starben und unserer Liebe Wünschen jaudzte ihnen nach — — so daß ihr letztes, flammendes Verlöschen jäh wie ein Schrei des Glücks durch unnennbare Ewigkeiten stürzt.

79

So wie ein Schwan, dem Wasser leicht enttauchend, die Tropfen flüchtig vom Gefieder schüttelt und sonnenwarm der Tiefe, in die er spielerisch sich senkte, kaum noch denkt, so nahm mein Herz von je sein lächelndes Erleben.

Doch da kamst — Du...

Und siehe: todeswund, zum letzten Mal, erhebt sich schwanengleich mein Herz. Und seltsam singend kreist es über Wassern.

Und weiß:

In eine dunkle, unnennbare Tiefe muß es sinken, wie in ein uferloses Meer...

In Meeresgründen ruhet nun mein armes Leben, und ewige Wasser wogen über ihm und rauschen Deinen Namen.

80